

Zum Victoria Nyanza

**Eine
Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise**

von

C. Waldemar Werther

Premier-Lieutenant d. L., kommandiert zur Dienstleistung beim Feld-Artillerie-Regiment Nr. 15.

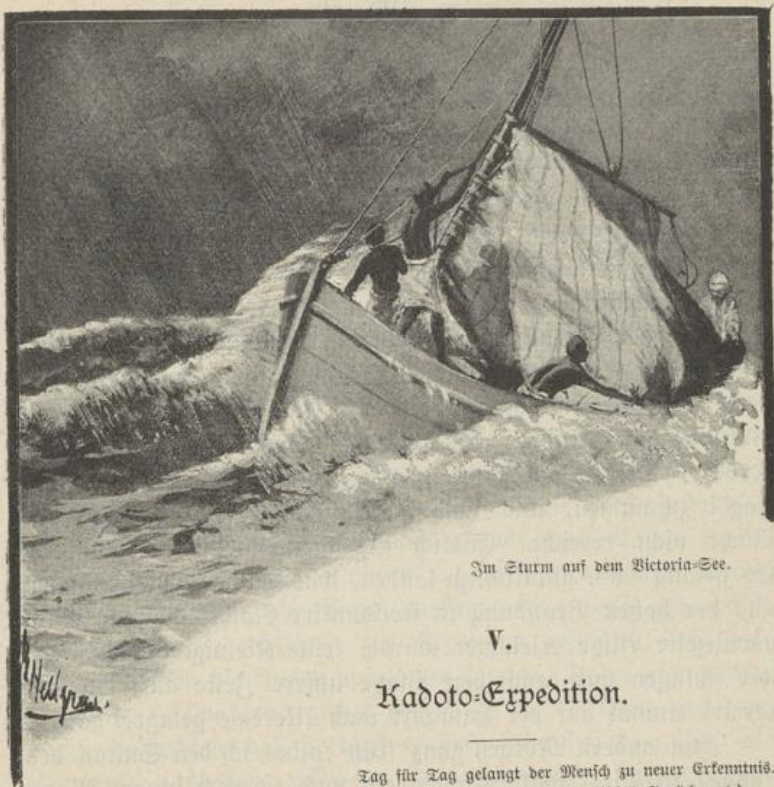
Mit ca. 70 Text-Illustrationen und 6 Lichtdruckbildern nach Photographien
und Skizzen des Verfassers von R. Hellgrewe, neuester Karte von Deutsch-Ostafrika nach
Aufnahme des Verfassers von Dr. Hassenstein und einem Anhang: „Das Kifutuma“,
grammatische Skizze von A. Seidel.



Berlin

Verlag von Gergonne & Cie.

1894.



Im Sturm auf dem Victoria-See.

V.

Kadoto-Expedition.

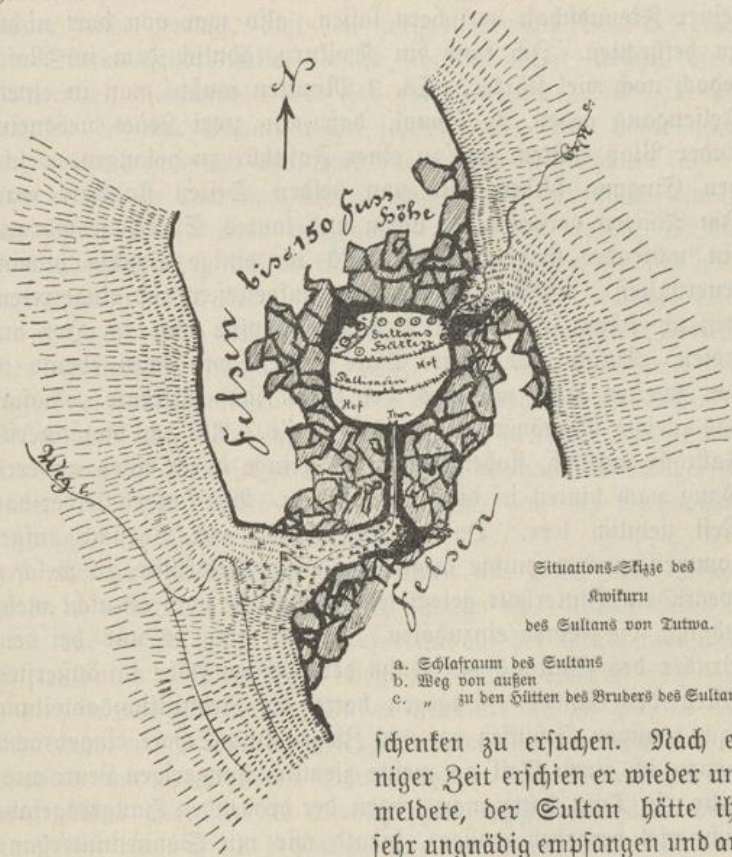
Tag für Tag gelangt der Mensch zu neuer Erkenntnis.
(Arabisches Sprichwort.)

Langsam tauchten die Berge Ukerewe's unter den Horizont, während bei frischer Brise die Wogen des Nyanza uns umrauschten, die wir in der frohen Erwartung durchschnitten, gegen Abend in Nyegezi unsere Lagerstätte in der Bel-Etage der Station aufschlagen zu können. Aber „in Afrika kommt alles anders, als man denkt“, sagt eins der jüngsten deutschen Sprichwörter. Um 12 Uhr Mittags etwa, als wir uns gerade in Höhe einiger aus dem Wasser unvermittelt auftauchender Felsennadeln befanden, ließ der Wind nach und kurz darauf ging er ganz aus. Das Boot lag still, das Segel schwankte schlaff von einer Seite zur andern, kein Luftzug war mehr bemerkbar, glühend heiß brannte die Sonne herunter, der See war glatt wie ein Spiegel und reflektierte die Sonnenstrahlen und die Wärme so stark, daß man geblendet die Augen schließen mußte; das noch kurz vorher sichtbare Land verschwand unter dem Glimmern der Atmosphäre, geknickt saßen alle auf oder

✓ angeraten hatten, denn die Neger fressen selbst niemals Eier, sondern lassen dieselben stets ausbrüten. Ngasamo ist nur wenig über 1 Quadratmeile groß, hat aber doch einen eigenen Sultan. Zwischen Tusu und Ngasamo befindet sich wieder ein Wald, welcher von dem Dumma-Fluß, einem Nebenfluß des Simiu, durchflossen wird, der die Grenze zwischen beiden Ländern bildet. In der Wildnis zwischen Ngasamo und Tusu trafen wir auf mehrere Straußen-Herden; doch gelang es mir nicht, einen Strauß zu Schuß zu bekommen, da die Tiere sehr scheu waren. Der Marsch nach Tusu war sehr lang; bis zu dem Dorf Matambo's, das zweite von Norden, hatten wir ca. 40 km zurückgelegt; dasselbe wurde Muenge genannt und lag an einer Höhe, dicht an die Felsen herangebaut. Tusu hat etwa 20 Quadratmeilen Flächeninhalt, ist sehr bevölkert, gut angebaut — allerdings nur Mtama und Erbnisse — und von gleichem Charakter wie Usumao; doch fehlen auf den südlichen Hügelfetten die Felsmassen auf den Höhen.

✓ Mahega, mein früherer Trägersführer und Bruder Matambo's, kam uns freudestrahlend entgegen und geleitete uns in die Nähe der Hütten. Sowohl die Einwohner von Muenge wie die der übrigen anliegenden Ortschaften benahmen sich sehr freundlich und brachten allerlei Geschenke. Die beiden Brüder führten ihre Eltern und Geschwister vor, welche durchgängig ebenso wie sie selbst von sehr heller Hautfarbe waren. Auf meine Frage erfuhr ich, daß der Vater ehemals Sultan in Tutwa gewesen und der Großvater hier eingewandert sei. Es waren also offenbar auch Watusi, gleich der Sultansfamilie von Magu. Der Sultan von Tusu war, wie man mir erzählte, einstweilen nach Sima (östlich Kagäi) gereist und ging dort spazieren, da er infolge der Trockenheit fürchtete, von seinen Unterthanen ernstliche Vorwürfe zu bekommen. Er sei überhaupt ein wenig pumbafu im Schädel — wir würden das blödsinnig nennen —; der nördliche Teil des Landes schien mit seinem Oberhaupte nicht besonders gut zu stehen. Ich blieb zwei Tage in Tusu und nahm noch einige Rekruten auf. Die Watusu tragen auffallend viel Elfenbeinschmuck. Einzelne pflegen schon als Träger an die Küste zu gehen, daher findet man mehr Zeugstoffe vor, als man erwarten sollte.

Von Tufu wandte ich mich wieder nördlich nach Tutwa, ein Stück Weges von Matambo und seinen Leuten begleitet. Auch hier bildet wieder der Dumba-Fluß die Grenze. Die Leute von Tutwa zeigten sich von Anfang an unfreundlich. Ich schlug im östlichen Teile des Landes mein Lager auf und sandte sofort Mbaruf mit etlichen Askari als Gesandtschaft an den Sultan ab, um ihn um Verkauf von Lebensmitteln und Austausch von Ge-



schenken zu ersuchen. Nach einiger Zeit erschien er wieder und meldete, der Sultan hätte ihn sehr ungnädig empfangen und auf morgen vertrösten wollen, worauf er indessen nicht eingegangen sei. Nach einigem Hin- und Herreden habe der Sultan schließlich gesagt, er hätte nichts für mich, zu welcher Aeußerung seine Umgebung „verdächtige Augen“ gemacht. Während wir noch berieten, ließen sich zwischen den Felsen Bewaffnete sehen, während in der Ferne die Viehherden und die Weiber in den Busch getrieben wurden — wo die Sache hinauswollte, war

nun für uns alle kein Zweifel mehr. Da angegriffen werden, schon halb geschlagen ist, so beschloß ich auch diesmal wieder, das Praevenire zu spielen, schickte Dimandoje mit 10 Askari's und 20 Trägern hinter den Viehherden her, nördlich um den Hügel herum, und ging selbst, nachdem ich eine Wache im Lager gelassen, mit den übrigen, dem Herrn Sultan einen Besuch abzustatten. Der Westen des Landes hatte mich durch Schindano seiner Freundschaft versichern lassen, also war von dort nichts zu befürchten. Ich fand ein Kwikuru, ähnlich dem im Nasa, jedoch noch viel stärker. Ca. 3 Minuten mußte man in einem Felsengang gehen, so schmal, daß nur zwei Leute nebeneinander Platz hatten, um zu einer Fallthür zu gelangen, welche den Eingang bildete und von beiden Seiten flankiert war. Im Innern vernahm ich Lärm und lautes Sprechen, woraus ein wütendes Geheul wurde, als ich einige Schüsse hineinschleudern ließ. Nachdem ich die Thür aufgestoßen und eingetreten, ließ ich sofort alle Askari's hineinschlüpfen und im Hof antreten. Durch eine zweite Thür kamen wir dann ebenso in den zweiten Hof, während der Lärm sich entfernte. Sofort das gleiche Manöver mit den Askari's. Als ich die innerste Fallthür aufstieß, flohen die letzten Feinde durch einen anderen Gang nach hinten in die Felsen hinein. Wir fanden leider das Nest ziemlich leer. Da die Verfolgung mit Vorsicht aufgenommen werden mußte wegen der vielen Felsklüfte, in welchen eventl. ein Hinterhalt gelegt sein konnte, so war es nicht mehr möglich, die Feinde einzuholen. Ebenso ging es uns bei dem Bruder des Sultans am Fuße der nächsten Höhe im äußersten Osten des Landes. Dagegen hatte die Requisitionsabteilung nach wenigen Schüssen ca. 600 Ziegen und Schafe eingebracht, wovon ich einen Teil an meine ziemlich hungerigen Leute austeilte (in Tusu hatte man wegen der drohenden Hungersgefahr nicht viel hergeben wollen), sobald wir mit Sonnenuntergang das Lager erreicht hatten. Der Sultan war mit seinen Manangua's aus dem Lande geflohen, und die Wanyampara des größeren westlichen Teils von Tutwa erschienen bei mir und sagten, sie hätten beschlossen, den Vater unseres Schausch Matambo, ihren früheren Sultan, wieder zurückzuholen, da der jetzige es nicht verstünde mit den weißen Männern zu verkehren, wie sie nunmehr wohl eingesehen hätten. Ich antwortete

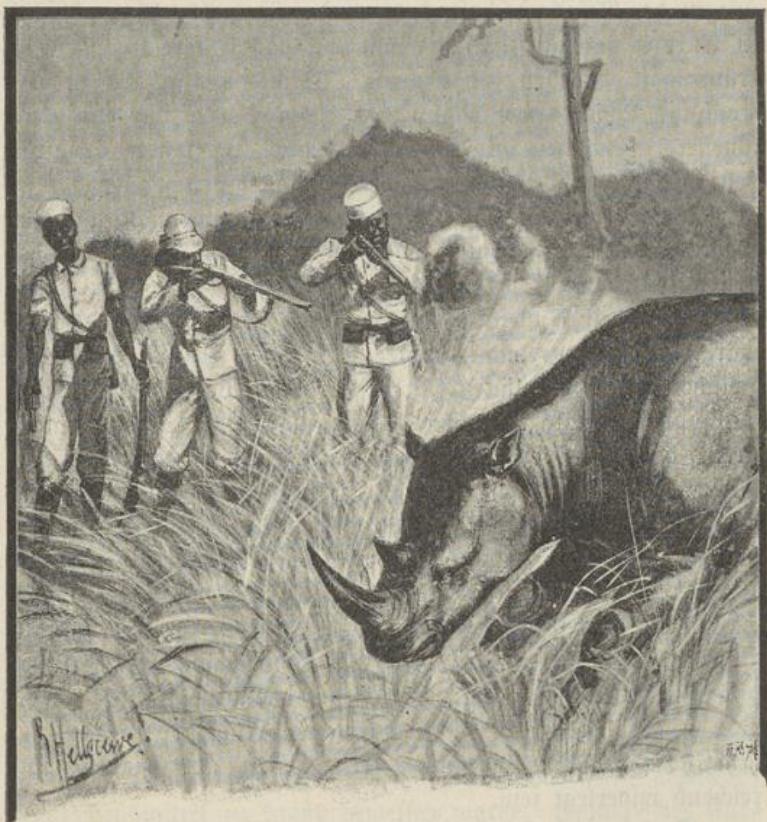
ihnen, sie möchten in dieser Beziehung thun, was sie wollten; im übrigen freute ich mich, wenn der Vater meines Unteroffiziers wieder Sultan würde. Dann meinte einer: „Herr, Ihr habt sehr recht gethan, daß Ihr nur die Ziegen und Schafe des Sultans weggenommen habt, denn er war ein schlechter Mann und dumm, da er mit Dir Krieg machen wollte. Seine Kinder aber wollten keinen Krieg.“ Obgleich wir nun natürlich vorher nicht gewußt, daß das weggenommene Vieh lediglich dem Sultan gehört hatte, konnte ich doch nicht umhin, diese Gelegenheit auszunützen und gab zur Antwort: „Das habe ich gewußt, daß der Sultan allein schlecht war, seine Beute aber gut, deshalb habe ich auch nur sein Vieh wegnehmen lassen. Nun werde ich auch noch die Gefangenen — wir hatten einige alte Beute und Kinder festgenommen — frei geben.“ Voll Bewunderung über unsere Allwissenheit bedankten sie sich und zogen davon. Ich hatte nun eine Menge Vieh, brauchte also den Hunger nicht mehr zu fürchten; um so intensiver wirkte aber jetzt auch das nächtliche Concert, so daß ich a dato stets das Lager der Beute zwischen mich und die Viehboma legte. Meinen Posten war das allerdings peinlich, da sie in Folge dessen beim Rundgang um die Viehboma den Löwen etwas mehr ausgesetzt waren. Später führte ich deshalb ein, daß der Viehposten innerhalb der Boma zu stehen hatte.

Am andern Morgen marschierten wir durch den großen Wald in nördlicher Richtung nach Kadoto ab. Diesen Namen trägt das ganze Land am Ostufer und in der Nordostecke des Speke-Golf's. Unterwegs schoß ich einen Strauß auf ca. 300 m in den Oberlauf. Da er stark lahmtete, so glaubte ich ihn einholen zu können und galoppierte auf dem Esel der scheinbar mit gemächlichen Tritten davon spazierenden Heerde nach. Was aber für die Strauße gemächlich war, schien doch die Kräfte eines Esels bedeutend zu übersteigen, denn während ich 1 km zurückgelegt, hatten die Strauße etwa 5 km gemacht — der krankgeschossene etwas hinten nach — so daß ich das Rennen aufgab. Mitten im Walde am Berengetibach ließ ich das Lager aufschlagen. Des Nachmittags ging ich auf Jagd, wozu ich noch Killalire und Mierolo mitnahm. Nach einiger Zeit trafen wir auf ein frisches Löwenlager im Schilf; doch war der Hausherr eben ausgegangen. Wie mir Mierolo,

ein gewiegter Jäger, mitteilte, hat der Löwe ein Revier von zwei Tagereisen im Umkreise und stets mehrere Lager, zwischen denen er abwechselt. Die Sonne senkte sich schon nach dem Horizont, da rief Kallalire plötzlich: „Herr, sieh dort ein Nashorn mit seinem Jungen!“ Ich schaute hin, bemerkte aber zu Anfang nur ein graues, rundes Felsstück im hohen Grase. Auf einmal kam Bewegung in den Felsen und derselbe entwickelte sich auch richtig zu einem Rhinoceros. Mein erster Schuß saß, aber schlecht; das Tier zuckte zusammen und lief dann suchend hin und her; das Junge immer hinterdrein. Eine ganze Anzahl Patronen versagten nun — das neue rauchlose Pulver sowie die dazu gehörigen Zündhütchen waren offenbar trotz wasserdichter Verpackung bereits verdorben. Endlich ging wieder eine los! — Im selben Moment wandte sich das Nashorn und lief augenscheinlich der pfeifenden Kugel nach. Ich sandte noch einen Schuß hinterher, aber vergebens; kurz darauf war das Tier samt Jungem verschwunden. Es hatte uns jedenfalls wegen der hinter uns schon sehr tief stehenden und daher stark blendenden Sonne nicht sehen können. Mierolo meinte, es sei sehr gut so, denn mit einem Nashorn mit Jungem, das sei ein wilder Krieg;*) ich aber ärgerte mich und brach nach dem Lager auf. Eben überschritten wir eine Dichtung, als mich Mierolo am Arm faßte und auf ein zweites Nashorn wies, das am Waldrand äste. Ich legte an und schoß. Die Entfernung mochte etwa 200 m betragen. „Ame kamatwa!“ (Es ist getroffen!), schrieten die Beiden. Das Tier schwankte zwei-, dreimal hin und her; ich glaubte, es würde hinstürzen, auf einmal aber drehte es sich um und kam im Galopp unter lautem Pusten auf uns los. Ich wunderte mich im ersten Augenblick über diese Marschrouten, da ich vermeinte, es wolle entfliehen und habe die Richtung verfehlt, da schrieten mich aber meine beiden Leute an: „Herr, schieß doch, das Nashorn will mit uns kämpfen!“ Aber oh weh! ich hatte soeben meine letzte Karabiner-Patrone N. 88 verschossen. In der Eile griff ich nach dem nächstbesten Gewehr — es war aber nur mein Schrot-Drilling. Mierolo ergriff sein Repetiergewehr N. 84

*) Die Wasufuma sagen: „Krieg führen mit dem Nashorn“, da dasselbe den Kampf aufnimmt.

und rief Killalire zu: „Nicht weglaufen, sonst sind wir caputti!“*), während dieser den Revolver spannte. Dann stellten wir uns in eine Reihe und gaben auf das Nashorn Schnellfeuer ab. Dasselbe kam bis auf etwa 10 Schritte heran und bog dann, durch das Knallen jedenfalls mehr als durch die Geschosse irritiert, rechts aus. Während es im Bogen um uns herum-
lief, sah ich, daß es einen Lungenschuß hatte und stark aus



Nashorn = Attade.

dem Maule schweifste. Hinter uns angekommen schwankte es wieder auf uns zu, doch hatte ich nun das Repetiergewehr gefaßt und gab ihm einen Schuß in das rechte Vorderknie; daraufhin drehte es ab, fing an zu lahmen und fiel nach ca. 400 m nieder. Wir liefen heran, und ich hatte die Genugthuung,

*) „caputti“ ist schon in alle Sprachen bis zu den Seen hinauf aufgenommen.

daß es nach Empfang von weiteren 16 Mauserkugeln in Kopf und Blatt wirklich verendete. Schleunigst eilten wir nach dem etwa $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Lager zurück, von wo ich eine Anzahl Leute mit Fackeln wieder zurücksandte, um einige Stücke des Tieres zu holen, vor allem die Hörner. Das afrikanische Nashorn, das bekanntlich zwei Hörner hat, ist abgesehen davon, daß ja alle Tiere in der Freiheit viel größer und stärker sind wie in der Gefangenschaft, bedeutend größer als das gewöhnlich in Europa gezeigte indische Nashorn; das letztere ist eigentlich krüppelhaft dagegen zu nennen. Sechs Mann trugen den Kopf ins Lager, zwei Mann den einen Vorderfuß vom Knie abwärts. Ich ließ mir ein Stück braten, verzichtete aber auf den Genuß, nachdem ich einmal erfolglos hineingebissen. —

Nach zwei Stunden Marschieren's, standen wir anderen Tages an dem Südrande der Novanastepppe, gerade vor der Südostspitze des Speke-Golfes. Man hätte eine sehr schöne Aussicht haben können, wenn der Wald nicht so dicht gewesen wäre; so gewann man immer nur einen kleinen Ausschnitt zwischen den Baumlücken hindurch. Der Wald bestand meist aus dornigen Akazien, doch konnte man auch andere Baumarten bemerken; er hatte nach meinen Erkundigungen eine Längenausdehnung von jedenfalls über 100 km und reichte bis dicht an den See heran; im östlichen Teile jedoch ging er allmählich gleichzeitig mit dem Verflachen des Terrains in die Steppe über, und zwar hatte er hier ganz die Natur eines englischen Gartens. Inmitten von üppigen Wiesen standen Baumgruppen, deren Fuß dicht mit Laubgebüsch und Schlingpflanzen bedeckt war, was einen sehr lieblichen Anblick darbot. Die früher nach der Küste gelangten Nachrichten, daß am Nyanza kein Holz vorhanden sei, dürften also hiermit hinreichend widerlegt sein.

Das ganze Ostufer des Golfs ist stark versumpft und besonders hier in seinem südlichen Teile mit undurchdringlichen Wäldern von riesigem Schilfgras und Papyrusstauden bestanden. An der Südostspitze reicht ein ebenfalls versumpfter Arm in das Land hinein, den wir nun zu umgehen hatten. Ich bemerkte, daß ein Weg gleich am Anfang desselben hineinführte, das Wasser erwies sich indessen als zu tief zum durchschreiten. Wie mir die Leute mitteilten, hatten sie vor

etwa zwei Jahren noch hindurchwaten können, inzwischen aber habe das Wasser zugenommen; ein Beweis also, daß der Nyanza seit dieser Zeit im Steigen begriffen ist. Man hat früher bereits behauptet, daß der See periodisch steige und falle; wie sich dies genau verhält, habe ich nicht feststellen können; mit dem Regen, von denen die Wajukuma behaupten, daß immer abwechselnd das eine Jahr eine große, das andere eine geringere Menge fiele, hängt aber das Steigen resp. Fallen des See's wohl kaum zusammen.

Dicht an das Schilf herangebaut und nach rückwärts stark durch Dornenhecken verschanzt liegen bis an das Mündungsgebiet des Rovana hin die Hütten der hier wohnenden Wajchaiti (auch Wajchaitshi genannt). Dieselben sind offenbar stammverwandt mit den Wajukuma; letztere konnten die Sprache der Wajchaiti verstehen, aber nicht selbst sprechen. Die Leute pflanzen fast ausschließlich Bataten und betreiben Fischfang; sie bauen runde Hütten, welche ebenso wie die dahinter liegenden Dornenhecken mit grünen Schlingpflanzen überwuchert sind; damals waren sie mit Blüten in den prächtigsten Farben behangen; oftmals verdecken die Schlingpflanzen die Hütten und Hecken derartig, daß man sie erst bemerkt, wenn man schon dicht davor steht. Die Dörfer sind wenig bevölkert, denn die meisten Wajchaiti haben sich aus Furcht vor den Massai, welche alle paar Jahre von Osten aus ihre Raubzüge unternehmen, in das den Nordrand der Rovana-Steppe bildende Jschaiti-Gebirge zurückgezogen und sich dort oben niedergelassen. Man erzählte mir, daß die Massai 4 starke Tagemärsche ostwärts ein großes Depot von gestohlenem Vieh errichtet hätten. Obgleich es mich stark gelüstete, den frechen Räubern ihre Beute wieder „abzukneifen“, so mußte ich es doch vorläufig aufgeben, da meine Patronen und Lebensmittel zu knapp bemessen waren. Infolge des Ausbleibens des Bootes in Nasa hatte ich für meine Person schon etwas Mangel an Konserven. Zum Braten gab es seit einigen Tagen nur noch Hammelfett — besondere Delikatesse: Omlette in Hammelfett! Indessen nahm ich mir vor, beim nächsten Vollmond von Ukerewe aus den Massai in einer schönen Nacht meinen Besuch abzustatten. Ein Schlag gegen die Massai war jedenfalls ein Segen für die Bewohner des Speke-Golfs. Bei unserer Annäherung flohen die Wajchaiti

schleunigst in das hohe Schilf hinein — wie die Wasserratten, meinten die Wasukuma, — kamen aber nachher wieder heraus, nachdem wir sie durch sanfte Worte angefirt hatten. Bei einem Manangua, dessen Dorf Nyatuali hieß, schlug ich das Lager auf. Die Leute sahen recht verhungert aus; ich war deshalb mit den paar Bataten, die sie brachten, zufrieden und bestellte mir für den anderen Tag einen Begeführer, da man mir gesagt, daß der Kovana mangels Boote an der Mündung gegenwärtig weiter aufwärts durchschritten werden müßte, an welcher Stelle z. B. kein Wasser mehr im Flußbett sei.

Die Kovana-Steppe ist etwa 30 km breit, mit Ausnahme der Flußufer ganz kahl und soll sich ca. 3 Tagereisen weit nach Osten ausdehnen, um dann in einen Palmenwald überzugehen, jenseits dessen die oben erwähnte Massai-Ansiedlung liegen soll. Die Steppe wird von zwei Flüssen durchströmt, dem kleinen, etwa 12 m breiten Walengeti im Süden, welcher von dem Südrand der Steppe sein Wasser aufnimmt, und von dem Kovana in dem nördlichen Teil. Letzterer war an der Uebergangsstelle etwa 40 m breit und ca. 10 m tief; er war jedoch jetzt bis auf einige Wasserlachen versieckert und floß unterirdisch weiter. Der Walengeti jedoch führte etwas Wasser. Unterhalb unserer Durchgangsstelle teilte sich der Kovana in zwei Arme: er bildet also bei seiner Mündung in den See ein Delta, das stark versumpft ist. Der südliche der beiden Arme soll der kleinere sein. Der Kovana fließt in ziemlich westlicher Richtung durch die Steppe. Dieselbe wimmelt buchstäblich von Wild. Tausende von Zebra's, Antilopen der verschiedensten Arten, Gnu's, Gazellen u. s. w. tummeln sich dort lustig herum, soweit nicht Raubtiere und Hyänen ihnen den Spaß verderben. Nur die Elefanten sollen sich infolge der standhaften Verfolgungen seitens der Wasukuma-Elefantenjäger von da weggezogen haben. Ich habe auch in anderen Gegenden gehört, daß die Elefanten, wenn man sie längere Zeit verfolgt, eines schönen Tages samt und sonders auswandern, um sich friedlichere Wohnstätten zu suchen. Da die Steppe auf meilenweit eine freie Uebersicht bietet und die Tiere gewöhnlich sehr scheu sind, so ist die Jagdbeute übrigens nicht so ausgiebig, als man bei der Menge des Wildes erwarten sollte. Frühmorgens sahen wir eine Hyäne langsam über die Ebene schleichen

— sie hatte sich augenscheinlich bei einem guten Souper verspätet. Da ein Schuß von mir sie nicht tödlich getroffen, so sandte ich einen Askari nach, um ihr vollends den Garaus zu machen. Der Askari lief hinter der Hyäne her und kam ihr nach einiger Zeit nahe. Zu unser aller Ergötzen aber fehlte er sie auf etwa 5 Schritt, worauf die Hyäne laut bellend auf ihn los sprang, was ihn veranlaßte, schleunigst sein Heil in der Flucht zu suchen. Der Mut kehrte ihm zwar bald wieder zurück, aber die Hyäne hatte ihrerseits inzwischen vorgezogen, sich zu „drücken“ und war hinter einigen nahen Büschen verschwunden. Es war äußerst komisch anzusehen, wie die beiden Gegner vor einander ausgerissen waren. Der Askari aber wurde noch wochenlang zu seinem großen Aerger mit der Hyänengeschichte von seinen Kameraden aufgezo-gen. Nachdem ich glücklich ein Gnu geschossen, dessen Fleisch ganz vorzüglich schmeckte, war alles Wild auf der linken Seite des Flusses außer Schußweite. Die Gnu's sind sehr possierliche Tiere, sie schütteln ihre Köpfe mit den großen Mähnen, springen bald rechts bald links, vor und zurück, was zu Anfang sehr gefährlich aussieht. Indessen greifen sie nur an, wenn man ihnen zu nahe kommt, niemals aber Jäger mit Gewehren, wie mir wenigstens meine Leute sagten.

Nachdem der Fluß durchschritten, marschierten wir auf der anderen Seite wieder nach dem Seeufer zu, ungefähr dem Zuge des Tschai-Gebirges parallel. Die Steppe war hier mit einigen Bäumen und Büschen bestanden. Plötzlich sahen wir drei Nashörner unter einem großen Baume, von denen zwei auf der Erde lagen. Sobald sie uns bemerkten, sprangen sie auf; ich schoß auf das Größte, worauf sie die Flucht ergriffen; aber nach etwa 100 Schritt brach das getroffene Tier tot auf den Knien zusammen, während die beiden anderen weiter zogen und nach etwa 300 m stehen blieben. Ich schoß auf die beiden stehenden Tiere, worauf sie weg liefen; meine Leute behaupteten, das eine sei getroffen; es schien mir aber doch nicht der Fall zu sein. Das gefallene Nashorn, ein schwerer alter Kerl mit hemoosten Hörnern, wurde ausgeweidet, und ein Träger kroch in den Bauch hinein, vollständig darin verschwindend, um das Herz herauszuholen, welches durchschossen war. Ich hatte natürlich mit Gewehr M. 88 (klein-

kalibriges) gefeuert. Nachdem sich jeder einen Braten mitgenommen, ging es weiter. Es gelang mir noch, da das Terrain anfing welliger zu werden und man daher besser an das Wild herankommen konnte, zwei Antilopen einer bisher wenig bekannten Art zu erlegen; es gab an jenem Tage soviel Fleisch, daß die Beute es gar nicht mitschleppen konnten. Weiter marschierend erblickten wir unsere beiden Nashörner wieder. Das eine lag, das andere stand. Als wir uns näherten, sprang das erstere auf, aber man sah sofort, daß es nicht mehr gehen



Gehörn der Senegal-Antilope. (*Damalis senegalensis*.)

konnte. Ich schoß nach dem anderen, das eine drohende Haltung annahm, worauf es davon lief. Das zurückgebliebene drehte sich fortwährend im Kreise und stieß quiekende Töne aus. Da ich wieder keine Patrone M. 88 mehr zur Hand hatte, so bedurfte es 36 Mauserkugeln, bis das Tier tot war. Es war ein Weibchen. Da der Tag zu Ende ging, so ließ ich es liegen, um noch vor Eintreten der Dunkelheit an das Seeufer zu gelangen, denn in der Steppe gab es kein Wasser.

Eben ging die Sonne unter, da schlugen wir unser Lager auf. Ich ließ mir, da ich heute 3 verschiedene Sorten Wildbraten hatte, ein luxuriöses Souper zubereiten; ein Gang bestand in einem Stück Nashornzunge, das ich 2 Stunden in Salzwasser hatte dämpfen lassen. Nach dem ersten ebenso energischen als vergeblichen Biß aber warf ich es Killalire in seinen allezeit weit offenstehenden Rachen, der es auch ohne besondere Anstrengung unter freundlichem Näheln verschlang. Weitere Versuche mit Nashornbraten habe ich von da ab unterlassen.

Das Zschaiki-Gebirge steigt etwa 10 km von der Nordostecke des Golfs entfernt, ziemlich steil zu einer Höhe von über 3000 Fuß über dem Spiegel des Nyanza empor, also etwa 7—8000 Fuß über dem Meere. Der Südrand läuft ziemlich genau von West nach Ost und springt in einer scharfen Ecke nach dem Golf hin vor. Dieser Eckberg ist zugleich der höchste Punkt des Gebirgszuges, während nach Osten hin die Erhebungen allmählich niedriger werden. Wenn man um die Nordostspitze des Golfes herumgewandert ist, so trifft man

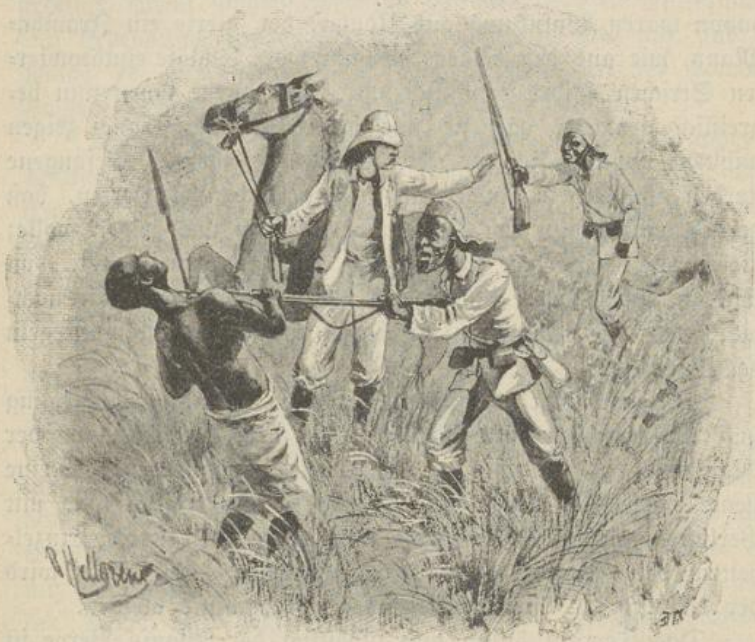
Raum hatten sie mich erblickt, so machten sie auch schon ihre Gewehre fertig; ich hatte natürlich das meinige auch schon an der Backe liegen. In demselben Augenblick waren aber auch die Askari von beiden Seiten mit angelegtem Gewehr vorgetreten, und Dimandoje rief den Begelagerern in Ki-Framba zu: „Werft Eure Gewehre weg und bleibt stehen, sonst schießen wir!“ Ein Blick belehrte sie über die Situation, und sie warfen die Gewehre auf die Erde. Dann wurden sie festgenommen. Es waren vier Elefantenjäger des Sultans von Framba, welche den Kameraden aus Ifsansu zu Hülfe gekommen waren. Drei davon waren Wasukuma aus Uduha, der vierte ein Framba-Mann, wie aus den beiden quer unter der Schläfe eintätowierten Strichen sofort ersichtlich war. Es wurde ihnen nun begreiflich gemacht, daß sie uns den Weg nach Frangi zeigen müßten, sonst träte der Kriegsgebrauch, wonach Gefangene sterben müssen, in Anwendung. Die Leute versicherten, daß der Framba-Mann den Weg wisse und ihn uns zeigen wolle; die übrigen seien hier fremd. So ging es denn weiter, von nun an unbehelligt. Hinter dem Pombo-Flusse, den wir nochmals passierten, schlug ich im Walde unter Vorichtsmaßregeln das Lager auf.

Ich war recht abgespannt durch die zweitägige Aufregung und Anstrengung; hatte ich doch nicht mehr geglaubt, aus der Mausefalle in den Bergen wieder herauszukommen. Meine Leute waren sehr fidel, daß wir uns so gut, freilich auch mit Verlusten, durchgeschlagen, und noch lange wurden die Einzelheiten der Kämpfe genau durchgesprochen. Auch mir wird der 15. und 16. April zeitlebens im Gedächtnis bleiben.

Das Terrain östlich und südöstlich der Ifsansu-Berge ist leicht hügelig und dicht bewaldet. Im Norden wurde während des Marsches von Zeit zu Zeit die Talu-Steppe sichtbar mit gegenüberliegendem hohen Randgebirge; im Süden sollte die Gimbu-Steppe liegen. Es waren dies die letzten Namen, die ich erfahren konnte, da ich bald niemand mehr bei mir hatte, der diese Gegenden je betreten.

Wir marschierten weiter; aber es dauerte nicht lange, so hatten wir wieder den Weg verloren. Viele Wildfährten kreuzten unsere Richtung. Der Framba-Führer gab an, er würde den Weg bald wieder finden. Nun, es konnte ja möglich sein. Ich

beschloß, mich noch eine Zeit lang zu gedulden, obgleich uns der Ferkel in beinahe nordöstlicher Richtung führte. Während wir so von einem steinigen Hügel auf den anderen durch den Wald wanderten, trafen wir plötzlich auf einen Trupp von etwa 30 Ifsansu-Leuten, die augenscheinlich von einem Jagdzug kamen. Da ich annahm, daß sie von unseren Kämpfen mit ihren Landsleuten wohl noch nichts vernommen hatten, so hielt ich sie an, um sie wegen des Weges zu befragen. Sie blieben stehen, kamen aber nicht näher heran. Ich ließ sie bitten, sich etwas



Ueberfall im Walde.

zu mir herzubemühen und fragte, von wo sie kämen. Sei es nun, daß dieser Volksstamm durch eine besonders bössartige Gesinnung sich auszeichnet, sei es, daß sie uns, den unerwarteten Fremdlingen in ihren Wäldern, ein vielleicht nicht unberechtigtes Mißtrauen entgegen brachten, kurz, plötzlich sahen meine Askari, während ich noch ahnungslos auf meinem Maultier saß, wie die Ifsansu-Jäger heimlich ihre Pfeile und Speere, die an den Bogen angeknüpft waren, losbanden, und sofort entstand von allen Seiten ein heftiges Kreuzfeuer. Einen



Der Hohenlohe See.

Iffanju-Mann, der, als ich schnell nach meinem Gewehr griff, mit dem Speer auf mich los sprang, fing Mierolo noch gerade rechtzeitig im letzten Moment mit dem Bajonett durch den Hals ab. Wie kam mir das jetzt zu Statten, daß ich jederzeit mit aufgepflanztem Seitengewehr marschieren ließ! Die nächsten Träger warfen sofort die Lasten weg und stürzten sich auf den Feind, der nach kurzer Gegenwehr unter Zurücklassung zweier Toten und etlicher Paßen Felle entfloß. Einen sah ich sogar mit einem Speer im Rücken davon eilen. In zwei Minuten war der Vorfall erledigt; wir aber zogen friedlich unseres Weges weiter. Der Askari Schulze war durch einen Speerwurf in einen gewissen Körperteil verwundet, was ihn aber nicht weiter an der Ausübung seiner notwendigen Lebensfunktionen behinderte.

Von Weg und Steg war keine Spur mehr zu sehen. Der Framba-Führer log uns am folgenden Tage noch alles mögliche von weiter vorne befindlichen Wegen vor; wir trafen aber nur auf Wildwege. Nachdem er schließlich noch einen mißlungenen Fluchtversuch gemacht hatte, ließ ich ihm seinen wohlverdienten Lohn zu teil werden. Meine Leute hatten mich schon vorher auf die Absicht des Kerls aufmerksam gemacht mit den Worten: „Herr, laß den Mann gut bewachen; er ist ein schlechter Mann und macht (wörtlich) „Weglaufe-Augen!“ Wieder ein Beweis, wie die Schwarzen es verstehen, aus den Augen eines Menschen seine Gedanken zu lesen. Den anderen drei Gefangenen schenkte ich das Leben, da sie offenbar fremd waren und den Weg nicht wissen konnten; später gab ich ihnen auch ihre Gewehre zurück, worüber sie so gerührt waren, daß sie in nachherigen Gefechten mit besonderem Eifer für mich kämpften und mich bis Bagamoyo begleiteten.

Da wir nun abermals weder einen Weg noch Wegeführer hatten, so blieb mir nichts übrig, als auf's Neue dem Kompaß zu folgen und auf diese Weise zu versuchen, nach Frangi zu gelangen. Das Wandern durch die Wildnis ging also von neuem los. Ich nahm meine alte Richtung nach Südosten wieder auf. An einem hohen, einzelnen, spitzen Fegel, den ich bereits von den Miatu-Bergen aus in blauer Ferne erblickt hatte und an dem wir jetzt vorbeimarshierten, erkannte ich, daß die Direktion richtig sein mußte. Der Wald war sehr

belebt; von Zeit zu Zeit brachen Zebra's und Antilopen durch das Dickicht. Da es beinahe täglich regnete, so war Wasser genug vorhanden. Ein Fluß, den wir überschritten, lief, wie ich feststellen konnte, in die Talu-Steppe. Hinter den großen Gebirgen jenseits sollten Massai wohnen, wie einzelne meiner Leute behaupteten; sie hatten es wohl von dem Framba-Mann gehört.

Am dritten Tage nach dem Verlassen Ifsanju's standen wir auf einer Höhe plötzlich vor einem länglichen Thalkessel, in dem ein See lag; an beiden Enden breitete sich eine Steppe aus. Dieselbe war zum Teil überschwemmt und von Wild wie besät. Direkt unter unserem Hügel standen zwei Nashörner mit einem Jungen, erst die Ohren spitzend und dann uns entschieden mißmutig ob der Störung betrachtend; weiter entfernt sah man zwei Elefanten sich spielend vergnügen, während Tausende von Zebra's und Antilopen durcheinander galoppierten. Gegenüber auf der anderen Seite des Thalkessels stieg ein sehr hohes Gebirge steil empor. Den Namen des See's, der salzig war, habe ich trotz vieler Nachfragen nicht in Erfahrung bringen können; später traf ich in Frangi einmal einen alten Mann, den Senior der dortigen Elefantenjäger, welcher sich auch bis in diese Wildnis verirrt hatte, doch konnte auch er keinen Namen angeben. Er sagte, daß sie den See eben nur das Salzwasser nannten. Von diesem Mann rührten auch die beiden Dornen-Boma's her, welche ich unten am Rande der Steppe bemerkte; er hatte sich dort hineingesetzt, um auf die Elefanten und Nashörner zu warten. Doch war dies seiner Erzählung nach schon annähernd 10 Jahre her, denn in den letzten Jahren hätten die Ifsanju-Leute das Jagdgebiet als das ihrige erklärt und alle anderen vertrieben. Da kein Name für den See bekannt war, so habe ich denselben später nach dem Präsidenten der deutschen Kolonial-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, „Hohenlohe-See“ genannt. Der ganze Thalkessel mochte etwa 30 km lang und 14 km breit sein, wovon der See etwa den vierten Teil einnahm. Ich schlug das Lager auf einem Vorsprung oberhalb der Steppe auf, und es gelang uns, mehrere kleine Bäche zu finden, welche uns Süßwasser zum Kochen lieferten. In die Steppe selbst ging anfangs Keiner hinunter; denn dies war das Revier der

Rhinocerosse. Ich überlegte mir, ob ich auf die Elefanten gehen sollte, gab es aber, in Erwägung der Unschädlichkeit der Mauserpatronen dem dicken Fell der Tiere gegenüber, auf. Einige Sorge machte mir der Gedanke, daß wir das vorliegende Gebirge zu überklettern hätten, doch tröstete ich mich damit, daß Frangi ja nicht mehr weit sein könne; ich schloß dies nämlich aus der Anwesenheit der oben erwähnten Boma's.

Ich will hier gleich erwähnen, daß ich seit Ueberichreitung des Wambele öfter Elefantenfährten und dann auch Elefanten selbst getroffen, bis dahin aber nie solche bemerkt hatte.

Drüben auf dem Gebirge hingen fortwährend schwarze Wolken, und das dumpfe Rollen des Donners machte sich bemerkbar, während von Zeit zu Zeit ein kurzer, aber desto kräftigerer Regenschauer zu uns herüberhuschte.

Am anderen Tage umgingen wir vorsichtiger Weise die Steppe, den See und die Nashörner in nordöstlicher Richtung und lagerten auf der gegenüberliegenden Seite direkt am Fuße der Berge in dichtem Buschwald, nachdem wir vorher mehrmals in die tiefen und zahlreichen Böcher, die von Elefanten-Fußspuren herrührten, gefallen, durch zwei Bäche gewatet, eine Herde von Gnu's ohne Erfolg in die Flucht gejagt und endlich von einem Gufregen, der von der Gebirgsmauer sich sanft zu uns herabgesenkt, noch zu guterletzt gänzlich durchweicht waren. Unser neuer Lagerplatz hatte nicht nur die Annehmlichkeit, daß er $1\frac{1}{4}$ Stunde vom nächsten trinkbaren Wasser ablag, sondern es schien sich auch in der Nähe noch ein Löwen-spielfeld zu befinden; wenigstens konnte ich die ganze Nacht vor Gebrüll nicht schlafen und geriet deshalb auf die nicht unzweckmäßige Idee, meine Posten zu revidieren. Mit gutem Resultat! Einer meiner Askari's, der ein Löwenkonzert jedenfalls mehr gewohnt war als ich, hatte sich einem holden Schlummer ergeben; aber mitten in seinen süßen Träumen erreichte ihn jetzt die Nemesis in Gestalt meines Stock's aus Nashornhaut.

Von unten sah das Gebirge aus wie ein hoher Kamm mit einzelnen kleinen Spizen, an den noch eine kleine Bergkette dicht vorn sich heranschob. Ich beschloß also zunächst, diese zu ersteigen und von dort aus den Kamm, auf dessen entgegengesetzter Seite ich in der Tiefe Frangi vermutete. Sehr

steil ging es bergan; man mußte sich zum Teil mit den Händen weiter arbeiten. Die Träger legten die Lasten vor sich hin, stiegen ein Stück hinauf und zogen die Lasten nach, um dann das gleiche Spiel wieder zu beginnen. Nach einer halben Stunde trafen wir auf einen Nashornpfad. Auf diesem ging es nun bequemer hinauf bis zum Rücken der kleinen Bergkette. Oben angekommen, wichen der Hauptkamm zu meiner größten Enttäuschung zurück, anstatt näher zu kommen. Zuerst standen wir vor einer breiten Einsenkung, auf deren anderer Seite eine Menge von immer höher aufsteigenden Gipfeln sichtbar wurde, hinter denen schließlich die höchste Erhebung lag. Es war mir klar, daß wir alle unsere Kraft daransetzen mußten, um eiligst Zrangi zu erreichen, bevor unser Vieh aufgeessen war; denn Mtama besaßen die Beute nur noch in minimalen Quantitäten. Wir durchschritten also zunächst die Einsenkung und fingen dann an, um die einzelnen Kegel herum in die Höhe zu steigen. Durch Felschluchten, Sturzbäche, Dornen und hohes Gras, über Geröll und Steinfelder ging es aufwärts. Einmal hatten wir uns derartig in einem Bachbett zwischen Felswänden verirrt, daß es unmöglich schien, weiter zu kommen. Im Bach kletterten wir von einem Felsblock zu dem anderen, während „Miehl“, das Maultier, an einem Strick hinterhergezerrt wurde, bis wir endlich aus der Schlucht ausbiegen und seitwärts auf einem Rücken hinaufsteigen konnten. Nach ca. 6 Stunden standen wir nach abermaligem steilen Ansteigen oben auf der Höhe des Gebirges. Daselbe mochte etwa 8—9000 Fuß Meereshöhe haben. Eine wunderbare Aussicht bot sich von hier nach rückwärts. Auf der einen Seite unten in der Tiefe der Hohenlohe-See, in der Ferne ein Stück der Wambele-Steppe und die Iffanfu-Berge, rechts davon die Talu-Steppe und mehrere hohe Gebirgszüge; längs des einen mußte der Manjara-See liegen, doch war derselbe nicht sichtbar. Nach vorn lag ein großes Hochplateau, das sich nach der Mitte hin senkte; am entgegengesetzten Rande stieg wieder ein Kamm auf, ähnlich dem, auf welchem wir uns befanden, jedoch etwas niedriger. Auf der anderen Seite des Plateau's bemerkten wir grüne Felder, die meine Beute für Mtama hielten. Obgleich erstaunt, daß hier oben zwischen den Elefanten und Nashörnern auch Menschen wohnen sollten, schlug ich doch dorthin den Weg ein. In der

Mitte des Plateau's trafen wir unerwarteter Weise auf einen über mannstiefen Bach, über welchen ein Steg gebaut werden mußte, der uns eine Stunde Zeit kostete. Daß man in dieser Höhe auf ein so starkes Gewässer traf, selbst wenn man die Regengüsse in Betracht zog, bewies, daß das Hochplateau sich noch weit ausdehnen und das Gebirge nach Norden zu noch höher werden mußte. Die Mtamafelder, die sich meine Leute ersehnt hatten, erwiesen sich leider als grüne, nasse Wiesen. Da ein Gewitter losbrach, das uns beinahe hinwegschwemmte, mußten wir uns eine Lagerstätte suchen.

Meinen Leuten waren bereits die vegetabilischen Nahrungsmittel ausgegangen; die Ziegen aus Tusu mußten nun zum zweiten Male als Erretter aus Hungersnöten erhalten. Mir persönlich aber begann es allmählich recht ungemütlich zu werden, da meine Konserven zu Ende gingen und Fleischgenuß mich anwiderte, weil ich immer noch etwas mit der Dysenterie zu kämpfen hatte. Es blieb mir nichts übrig, als mich auf etwas Milch und auf Kakao zu beschränken, von dem ich glücklicher Weise noch eine genügende Quantität besaß; bald aber ging den Kühen infolge der Anstrengung die Milch aus, sodaß ich schließlich lediglich Kakaophage war. In den Nächten wurde es immer kälter; an diesem Tage maß ich gegen Morgen nur 3° C., was eine tägliche Differenz von über 35° C. bedeutete. Ich fror schrecklich, trotzdem ich mir des Nachts drei wollene Decken über das Bett warf, die Schwarzen aber draußen in ihren dünnen Baumwollenlappen heulten vor Kälte und waren in der Frühe steif wie die Holzklöge. Des Morgens bedeckte das Gebirge ein dichter Nebel, den die Sonne erst gegen 9 Uhr anfang zu durchbrechen. Von dem jenseitigen Kamm des Hochplateaus aus sah ich zwei Thäler auslaufen, die beide an ihrem Ende durch vorgelagerte Berge wieder abgeschlossen waren. Nach einigem Besinnen schlug ich die Richtung in das rechte hinein — nach SSO. — ein. Nur langsam ging es abwärts. Wir trafen wieder auf einen hoch angeschwollenen Bach, der in einer tiefen Einsenkung vorbeirauschte. Nach drei Stunden war abermals eine Brücke fertig. Meist verfolgten wir Elefanten- oder Nashornpfade — diese Tiere gehören ohne Zweifel zu den großartigsten Bergsteigern, die es giebt —, um den Dornen und spitzen Steinen auszuweichen; doch

machten sich hier wieder die Becken sehr unangenehm bemerkbar. Auf mehreren kahlen Höhen trafen wir auf Sträucher, die eine kirschähnliche, klebrige, einen Milchsafte im Stengel enthaltende Frucht trugen, welche meinen Beuten bekannt war. Wie die ausgehungerten Löwen stürzten wir uns — ich auch — darauf; denn das ewige Fleischessen war allmählich uns allen unangenehm geworden.

Zwei Tage nach dem Verlassen des Hochplateaus ließ ich auf einem Hügel Halt machen. Frangi war noch immer nicht in Sicht, keine Spur eines menschlichen Wesens weit und breit. Ich fürchtete, in Folge der vielen Umgehungen der einzelnen Bergkegel, die Direktion verloren zu haben und an Frangi bereits vorbeimarschirt zu sein. Resignirt setzte ich mich nieder und sandte nach verschiedenen Richtungen Patrouillen aus. Mehrere kamen zurück, ohne etwas gesehen zu haben. Da war es wiederum Mieroso, der nach drei Stunden eine erfreuliche Meldung brachte. Er hatte ein tiefes Thal gesehen, einen See, Temben und Menschen. Welcher Art konnte er allerdings noch nicht berichten, da er sich nicht näher herangewagt. Erfreut brachen wir auf, eiligen Schrittes dem Führer folgend. Die Einschnitte wurden steiler; da auf einmal zeichnete sich scharf gegen den Himmel über den vorliegenden etwas höheren Hügeln eine dunkle Masse ab. Anfänglich sie für Wolken haltend, erkannte ich beim Näherkommen einen ungeheuren Bergkegel. Bald darauf standen wir über einer Bergwand, die vor unseren Füßen ca. 2000 Fuß abfiel und sich nach rechts und links bis in weite Ferne ausdehnte. Unter uns in der Tiefe lagen Temben, rechts davon ein See, und über diesem erhob sich der riesig große, einzelne Berg. Weiterhin war das Terrain hügelig, in der Ferne sah ich noch einen kleinen See und am Horizont wieder große Gebirge. Nach links vor uns bemerkte ich in beträchtlicher Entfernung einen zweiten großen, einzelnen Berg, der halb von Wolken eingehüllt war. — Wo konnten wir jetzt sein? Frangi war das Dorf unter uns sicherlich nicht; denn durch mein Fernglas beobachtete ich nur schwarze Leute, welche uns nicht zu bemerken schienen, aber keine weißgekleideten Araber. Auch waren nur wenig angebaute Felder sichtbar. Mit dem unerquicklichen Gedanken an unsere wenigen Patronen betrachtete ich die unbekannten Leute da unten, machte mich

aber daran, dorthin einen Abstieg zu suchen — doch vergebens. Es blieb nichts übrig, als hier oben die Nacht zu bleiben und am anderen Morgen genauer zu recognoscieren. Ich verlegte das Lager etwas nach rückwärts, damit man unsere Feuer nicht von unten bemerkte, und froh diesen Abend bald ins Bett, denn es war eine Bärenfalte hier auf dieser Höhe.

Am anderen Morgen versperrte ein handgreiflicher Nebel jegliche Aussicht. Nach mehrfacher Recognos-

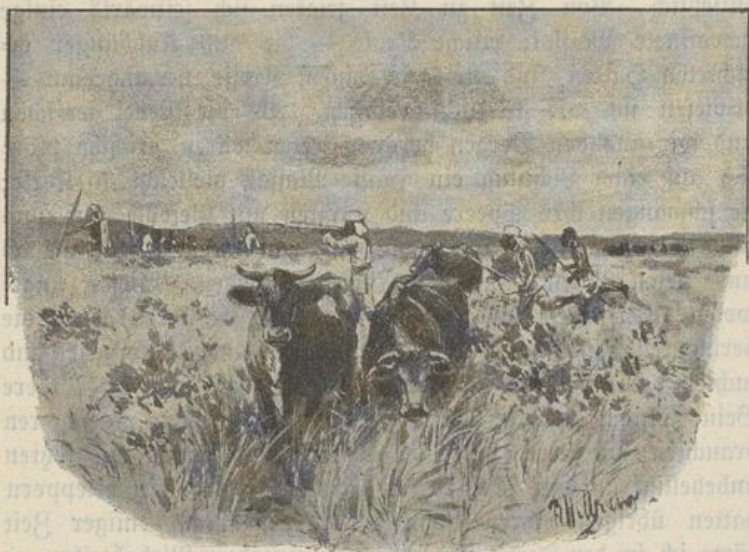


cierung fand Mierolo einen dicht verwachsenen Nashornpfad, der in Bindungen an einem Abhang hinunterführte; die Tiere waren hier offenbar in der trockenen Zeit zum Wasser gegangen. Demselben folgend gelangten wir unter Vorantritt einer Colonne von Leuten, die mit Messern und Aexten die zusammengewachsenen Sträucher beseitigten, in eine Schlucht zwischen den Felsen, durch die ein Bach in die Ebene herabstürzte. Anfänglich versuchten wir in der Schlucht

Abstieg von der Felswand.

Am anderen Morgen rückte ich kurz nach Sonnenaufgang ab, da ich in einem Tage durch das Massaigebiet zu marschieren gedachte. Neun Wagogo, alle mit Gewehren und den langen Massai-Messern ausgerüstet, begleiteten mich und zeigten den Weg; sie wollten nämlich in irgend einer Privatangelegenheit nach einem Dorfe nördlich Mamboya gehen. Infolge dieser Verstärkung konnte ich den größten Teil der Askari's bei dem Vieh lassen. Die Njogi-Berge bedeckte ein dicker Nebel, der sich erst gegen 10 Uhr lichtete und uns zu einem beschleunigten Tempo antrieb, denn wir froren des Morgens entsetzlich. Von Zeit zu Zeit zeigten sich seitwärts einige bewaffnete Massai; etliche Kräle — die aus Kuhdünger errichteten Hütten sind stets in einem Kreise herumgebaut — erwiesen sich als kürzlich verlassen. Als die Nebel gewichen und wir aus den Bergen herausgetreten waren, erschien plötzlich auf einer Lichtung ein Haufe Massai, vielleicht 30 Kerle; sie schlangen ihre Speere und stürzten mit Gejohle auf uns los. Wir machten sofort rechts um, gaben einige Schüsse ab und liefen ihnen dann mit Hurra entgegen. Dieses ungewohnte Verfahren mochte sie wohl peinlich berühren, denn die berühmten schrecklichen Krieger stuzten einen Moment und suchten dann ihr Heil in schleunigster Flucht. Da sie längere Beine hatten, außerdem heute nicht so lange mehr zu marschieren brauchten wie wir, so ließen wir sie bald laufen und setzten unbehelligt unseren Weg fort. Einige von den Buschleppern hatten übrigens ihren Vohn bekommen. Nach einiger Zeit hörte ich in der Ferne schießen. Die einzelnen Viehabteilungen waren ziemlich weit zurückgeblieben, da wir an der Tete morgens sehr schnell gegangen waren. Ich blieb stehen und besann mich, ob ich nicht umkehren solle. Aber mein Askari Kapera, der früher viel mit Massai verkehrt hatte, meinte, das sei nicht nötig, die Askari und Wanyampara würden schon allein mit den Massai fertig. „Weißt Du, Herr,“ fügte er hinzu, „die Massai haben große Speere, große Schilde, große Messer, sind selbst sehr lang und schreien sehr, aber ihr Herz (ihr Mut nämlich) ist nicht stark. Wir haben die Ifsansu-Krieger geschlagen, welche ehemals den großen Mirambo besiegten, wir fürchten uns nicht vor den Massai!“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. Alles lachte. „Wir von dem bwana Bo-

mani (Dr. Baumann) haben uns auch nie vor ihnen gefürchtet!“ bekräftigte Mabruki. Ich marschierte weiter. Wir kamen in ein welliges Hügelterrain, das einen geradezu feenhaften Anblick darbot. So weit das Auge reichte, waren die niederen Büsche mit Schlingpflanzen überwachsen, welche mit Blüten in allen nur denkbaren Farbenzusammenstellungen und Größen bedeckt waren. Unter einem leisen Windhauch wogten dieselben hin und her wie ein wirkliches Blumenmeer. Ein narkotischer Duft betäubte den durchziehenden Wanderer; die überschwänglichste malerische Phantasie könnte das Bild nicht hervorzaubern.



Schiffen-Raubversuche der Massai.

Ich mußte an einen jetzt leider verstorbenen Kameraden denken, der vier Monate auf seiner Station gesessen und dann nach Hause geschrieben hatte:

„Ostafrika ist ein ödes Land, Blumen giebt es hier überhaupt nicht!“

Man muß freilich, — so unbequem es auch ist — zur Regenzeit durch das Land wandern, um die tropische Natur in ihrer Ueppigkeit zu bewundern. — Die Sonne brannte heiß herunter. Die Wagogo hatten uns einen Weg gezeigt, der den sonst begangenen stark abkürzte; um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachm. begannen wir die Gairo-Berge hinaufzusteigen, von den daselbst

wohnenden Wagogo freundlich begrüßt. Nach einem steilen Aufstieg von ca. 1000 Fuß überschritten wir den Paß und lagerten bald darauf in einer romantischen Schlucht in der Nähe einiger Temben, deren Bewohner sich bemühten, uns möglichst gefällig zu sein, und ihre ganzen Vorräte mit uns teilten. Es war ein recht starker Marsch gewesen; ca. 45 km hatten wir zurückgelegt. Gegen Abend langten auch die Askari mit ihren Viehabteilungen an und erzählten mir, daß die Massai versucht hätten, die beiden letzten Trupps zu überfallen, daß sie auch hinter einem Busch vorbrechend bereits 10 Schafe ergriffen hätten, aber sodann auf die nämliche Weise wie vorne mit blutigen Köpfen zurückgetrieben worden seien. Sie hatten entschieden Bedr gehabt, da sie gerade dort an der Queue auf Mierolo, Kolosi &c., also meine besten Leute, getroffen waren, die ich in Voraussicht dessen, was da kommen würde, sämtlich zur Nachhut kommandiert hatte. Meinen Fahrenträger Mahera trugen einige Leute bis in das Lager, da derselbe schwer erkrankt war an einer eigentümlichen Krankheit, die ihm die Beine lähmte und gegen welche ich auch kein Mittel wußte. Ich war genötigt, ihn anderen Tages in Mamboya bei dem Sultan Saidi zurückzulassen; doch erholte er sich bald wieder und traf noch in Bagamoyo vor meiner Abreise ein.

Der 16. Mai war einer der heitersten Tage während meiner afrikanischen Zeit, da ich nunmehr, wie ich glaubte, aus allen Fährlichkeiten heraus und wieder in vollkommener Sicherheit war. Am nächsten Tage ging es auf ziemlich beschwerlichem Wege über die Ausläufer des großen Mamboya-Berges — wir befanden uns nun wieder in dem herrlichen Usagara. Ein allgemeines und von Herzen kommendes Jubelgeheul ertönte, als wir bei Kitange den vielen meiner Leute bekannten Karawanenweg von Mpuápua trafen, an dem sich die Sultanin des Landes aufgestellt hatte, um ihre Guldigungen darzubringen.

In dem fruchtbaren Thale unfern des Hügels, auf dem die Burg des Sultans von Mamboya und die englische Mission liegen, schlug ich mein Lager auf. Da kein Mensch unser Kommen geahnt hatte, so dauerte es geraume Zeit, bis das Gerücht bis zu dem Sultan durchgedrungen war. Als dann ging die deutsche Flagge hoch und sein Sohn erschien,

um uns Gastgeschenke zu bringen. In neun Tagen waren wir von Irangi hierhermarschirt — eine Strecke, zu der Eilboten sieben Tage gebrauchen, Karawanen aber gewöhnlich vierzehn Tage; trotzdem aber beschloß ich, keinen Ruhetag zu machen, sondern am nächsten Tage weiter zu ziehen, denn ich fühlte mich körperlich jetzt recht wohl, nachdem ich stets ausreichendes Futter hatte, auch war mein Herzleiden trotz der großen Anstrengungen bereits völlig verschwunden. Durch die Thäler des Usagara-Gebirges wandernd und durch die 4—5 m hohen Wälder von Mais, Mtama und breitem Gras, durch welche man sich vermittelt einer vorausgehenden Kolonne von sechs mit Stöcken bewaffneten Deuten hindurchhauen mußte, gelangten wir am vierten Tage an die Wami-Steppe, welche zum großen Teile überschwemmt war. Die westliche Hälfte der Steppe war mit Palmen bestanden, Wild war nicht zu sehen. Nachdem wir zwei Stunden durch Morast und Wasser gepatscht, standen wir am Ufer des Wami, der stark angeschwollen war und eine Breite von ca. 50 m hatte. Vor ganz kurzer Zeit war hier Terekesa, der Sultan von Usiha, mit Elfenbein, einem großen Ochsentransport und etwa 1500 Deuten des Weges gezogen und hatte eine Fußgängerbrücke gebaut, welche noch vorzüglich im Stande war; sie ruhte auf eine Anzahl von in das Flußbett eingetriebenen Pfeilern und war mit einem Geländer von Pfanen versehen, die an beiden Seiten an Bäumen angeknüpft waren. Ich mußte der Wasserbaukunst Terekesa's alle Anerkennung zollen. Wir überschritten die Brücke, — die Ziegen wurden herübergetragen, Viehl und die Ochsen schwammen durch, und zwar unter heftigem Geknalle wegen etwaiger Krokodile — und lagerten in der Nähe des Fischerdorfes Serufewa. Das Passieren des Sumpfes war besonders für das Kleinvieh sehr anstrengend gewesen, dazu kamen noch die langen Märsche, die wir jetzt zurücklegten; die Ziegen und Schafe gingen infolgedessen in großer Zahl ein und fielen alsbald den hungrigen Mägen meiner Schwarzen anheim. In der Nacht erschloß der Posten in der Viehboma eine große Hyäne, was des Morgens Kolosi zu dem gar nicht üblen Witze veranlaßte: „Sieh da, Herr, die Hyäne! Sie gedachte heute Nacht eine Ziege zu fouragieren, jetzt hat sie aber eine Kugel fouragiert!“ Man sieht

daraus, daß man sich auch mit den Schwarzen allein ganz anregend unterhalten kann! In Mwomero hatte ich noch einen von der nämlichen Krankheit wie Mahera befallenen Askari zurücklassen müssen; ich vermute, daß dieselbe vom Genuß des Giraffenfleisches herkam, wenigstens fand ich keine andere Erklärung.

Ohne Ruhetag ging es weiter. Die Berge von Usagara verschwanden hinter uns, ebenso im Norden die malerischen Gebirgszüge von Nguru; die ganze öde Langweiligkeit des Küstenhinterlandes gähnte uns jetzt an. Ich marschierte täglich 7—8 Stunden. Am 23. Mai lagerte ich in Pongwe unweit des großen Pongwe-Berges in Usoguha. Es hatte seit einer Woche nicht mehr geregnet. An den gewohnten Wasserplätzen fanden meine Leute kein Wasser mehr. Da das Dorf seltsamer Weise gänzlich verlassen war, so gingen sie an, anderwärts nach Wasser zu suchen, kamen nach den Mtamafeldern und wurden hier plötzlich von den dort versteckten Waseguha zurückgetrieben, die ihnen den Zutritt zum Wasser verweigerten. Dabei wurde einer meiner Träger durch den Arm gestochen. Da ich eigens zur Verhütung von Räubereien die Leute unbewaffnet unter Aufsicht eines ebenfalls unbewaffneten Askari's hatte weggehen lassen, so war eine Schuld an dem Streitfalle unsererseits ziemlich ausgeschlossen. Während ich die Sache noch untersuchte, erschien eine Gesandtschaft der Waseguha, die mir einen Korb mit elenden alten Maiskolben als Geschenk brachte. Das sah eigentlich mehr wie Hohn aus. Als ich den Sprecher der Leute über den Streitfall ausfragte und ihm mitteilte, daß er mir nach Bagamoyo folgen müsse, um dort vernommen zu werden, riß die ganze Gesandtschaft plötzlich aus, während in dem vorher verlassenen Dorfe und in den Büschen bewaffnete Gestalten auftauchten. Auf ein Zeichen von mir wurden die Ausreißer verfolgt, während die Askari sich auf die Leute hinter den Büschen stürzten, welche nunmehr auch die Flucht ergriffen. Zwei von den Waseguha fielen bei dieser Verfolgung, einer wurde gefangen eingebracht. Ich nahm mein Gewehr und ging nach den Mtamafeldern hinunter. Auf meine Aufforderung, zu einem Schauri zu kommen, wurde mit dem Hyänen-Kriegsgeheul geantwortet. Nach dreimaligem vergeblichen Anrufen gab ich einige Schüsse ab. Das Geheul kam